

# Heimgang

Autor(en): **Schrönghamer-Heimdal, F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **37 (1933-1934)**

Heft 13

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669040>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Heimgang.

Von F. Schrönghamer-Heimdal.

Ein trüber Tag.

Graues, langsam ziehendes Gewölk überdeckt den Himmel, drückt auf Baumkronen, schleift in Fetzen über Wälder und Felder und legt sich schwer auf Menschenherzen.

Der Regen rieselt in feinen Fäden fensterwärts und macht eintönige Musik auf den grauen Schindeldächern.

Das Dorf liegt still im Regen.

Kein Mensch ist auf den Gassen.

Nur der Reiterbub springt einmal geschwind zum Nachbar hinüber, zaudert und kehrt auf halbem Weg wieder um.

Was hat der große, blonde Bub?

Dann geht er wieder in die Stube und sucht sich ein Plätzchen im Halbdunkel der Ofenecke, daß ihn die Seinigen nicht recht erblicken können. Es ist auch gut. Denn sie würden erraten, was in seinem Herzen vorgeht und was sich in seinen Mienen spiegelt.

So sitzt er in seinem Winkel, mit verschränkten Armen und sieht mit großen Augen geradeaus durchs Fenster, daran die Regentropfen rieseln. Sie haften kurz an der Scheibe und kollern dann, feuchte Furchen ziehend, ins Rahmenholz. Das Knistern der anschlagenden Tropfen übertönt das mächtige Rauschen der Dachtraufe, die in großem, gleichbleibendem Bogen ihre Wasser in die Steinmulde vor dem Hause schüttet.

Es ist eine schläfrige Stimmung in der Stube.

Sie alle hören das Tropfenanschlagen und Regenrauschen. Und das Ticken der alten Wanduhr gibt den Takt dazu.

Draußen im Felde harrete viel Arbeit. Aber bei solchem Wetter muß man langweilig in der Stube sitzen. Das macht müder und verdrießlicher als die härteste Arbeit im Freien und in der Sonne.

Die Mutter bricht, vom Herde her, endlich das gedrückte Schweigen:

„Wo bist gewesen, Bub?“

„Ich?“ fährt er aus trüben Träumen auf. „Draußen war ich.“

Er sagt nicht, daß er zum Nachbar wollte.

Sie verstanden ihn ja doch nicht, die guten Eltern. Aber die Mutter scheint es zu erraten. Sie fragt nicht weiter.

„Wie wird's ihr gehen, der Nachbars Lisbeth?“ meint sie. Gestern hat man sie vom Sanatorium heimgebracht. Sie will daheim ster-

ben, sagt sie, wenn's schon sein muß.“

„Wird ihr nicht zum besten gehen“, meint der Vater. „Die Schwindsucht ist gefährlich und heimtückisch. Da hat's eins bald übersehen.“

Der Bub in der Ofenecke horcht auf. Er stemmt die verschränkten Arme fester gegen die junge Brust, als wollte er etwas hineinpressen, daß es nicht herauskann. Aber da steigt es hinten im Nacken herauf, schießt in die Ohren, überzieht die Wangen. Er kann es nicht aufhalten, so sehr er auch die Lippen übereinanderpreßt.

Es ist gut, daß er im Halbdunkel der Ofenecke sitzt. So sehen sie die heiße Röte nicht, die ihm ins Gesicht fährt, wie sie von dem Mädchen reden.

„Und das Frühjahr ist die schlimmste Zeit für solche Kranke,“ sagt der Vater noch.

Der Bub kann es nicht verstehen.

Sterben!

So jung sein und sterben müssen!

Er denkt daran, wie sie nebeneinander aufwuchsen, er und Nachbars Lisbeth. Wie sie miteinander spielten, zur Schule gingen und immerdar gute Kameraden waren, ohne daß sie es sagten.

Und wie dann die Lisbeth im vorigen Herbst auf einmal krank geworden ist und fort hat müssen aus dem rauhen Waldwinter in das Sanatorium im sonnigen Süden, da ist ihm soviel abgegangen. Ganz einsam und traurig ist's gewesen. Und wie sie ihm einmal eine Karte geschrieben hat mit einer schönen Ansicht, daß es ihr besser geht und daß sie sich auf das Wiedersehen freut, da ist er in den Abend hinausgegangen und hat ins Tal hinausgejauchzt, daß die Bergwände rings widerhallten. Und hat das Rärtlein immer und immer wieder gelesen — in der Früh und am Abend, jeden Tag. Und gestern hat man sie wieder heimgebracht, die Lisbeth, als ein Krankes.

„Ewig schade um das brave Dirndl,“ sagt die Mutter wieder, „wenn 's sterben müßt'. Und ein altes Sprichwort sagt: Die guten Leut sterben alle früh.“

„Wer weiß?“ meint der Vater. „Man kann da gar nichts sagen. Beten wir halt dafür.“

Sie fügen beim Tischgebet ein Vaterunser für die Lisbeth an. Und der Bub betet mit einer Inbrunst, mit einem Vertrauen, daß er meint, der liebe Gott muß seine Bitte erhören und die Lisbeth gesund werden lassen.

Schau, da bricht die Sonne durch die Wolkenwand und scheint auf das weiße Tischtuch.

Und dem Buben ist gleich viel froher zu Mut, vom Beten und von der Sonne. Die wird auch der Lisbeth wohl tun.

Der Mensch ist gleich ganz ein anderer, wenn das trübe Gewölk draußen verschwindet und sonnige Helle in die Herzen strömt. Da ist man gleich viel aufgelegter und aufgeräumter.

Nach dem Essen geht's gleich ins Hochfeld hinauf mit dem Pfluggespann.

Die Sonne hat sich durchgekämpft, und die paar Wolken, die ihr noch übers helle Gesicht laufen, können ihr nichts mehr anhaben.

Ruhig und fest führt der Bub den Pflug durch die schweren Schollen. Die Gäule greifen tüchtig aus, und wenn sie so durchhalten, ist der Acker um fünf Uhr gewendet, und der Bub kann Feierabend machen. Und dann will er bei der Lisbeth Feierweile halten.

Fortwährend denkt er an das Dirndl.

So oft er im Umkehren den Nachbarhof sieht, steigt ein froher Wunsch oder ein frommer Betspruch für das Dirndl in den lichten Himmel hinauf.

Bei der Vesperpause zieht er das Kärtlein aus der Tasche und liest es wieder: „Auf Wiedersehen freut sich deine treue Kameradin.“

Der Bub denkt allerhand. Wenn jetzt das Dirndl gesund wird, und wenn seine Militärzeit einmal herum ist, dann —

Ganz selig ist der Bub in dem Gedanken: Die Lisbeth und keine andere soll einmal die Seine werden. Und heute abend, wenn er zu ihr geht, will er ihr schon sagen, daß er ihr ganz gut ist, daß er immer an sie gedacht hat, wie sie fort war. Damit sie weiß, wie er zu ihr steht.

Ja, das will er!

Wie er die Gäule wieder antreibt, um ja recht bald zur Lisbeth zu kommen, hört er vom Dorfe

die dünnen, schrillen Klänge eines Glöckleins heraufwimmern.

Hört er recht?

Was ist das? Das Sterbeglöcklein!

Wer ist da heimgegangen? Wohl der alte Bergbauer oder sonst ein altes, krankes Leut?

An die Lisbeth denkt der Bub nicht.

Wie er aber beim Umkehren mit dem Pflug wieder auf den Nachbarhof hinabblückt, sieht er, wie sich die Dorfleute um das Haus herumdrängen. Sie bekreuzen sich und beten, und das Glöcklein wimmert so traurig und armselig, daß es dem Buben durchs Herz schneidet.

„Lisbeth!“ stößt er heraus. „Lisbeth, Lisbeth!“

Und er weiß, wem das Glöcklein klingt.

Das Unfaßbare zwingt ihn in die Knie. Da wirft er sich nieder, umklammert die Pflughörner und jammert: „Sagen wenn ich dir können hätt', wie gut ich dir allezeit gewesen bin, Lisbeth! Damit du's gewußt hättest und an mich gedacht hättest in der Ewigkeit.“

In seinem Schmerze nimmt er das Kärtlein wieder zur Hand, das einzige Andenken, das er von der treuen Kameradin hat. Und liest: „Auf Wiedersehen!“ Das Wort hat plötzlich einen tiefen, heiligen Sinn.

„Auf Wiedersehen — in der Ewigkeit. Deine treue Kameradin.“

Das ist ein Trost.

Er reißt sich auf und pflügt die Fläche zu Ende. Es wird sein ewiges, heiliges Geheimnis bleiben, wie gut er der Lisbeth immerdar gewesen.

Die Zähren, die ungesehenen, die es jetzt ver-raten, kollern in die frischen Furchen. Und die Sonne trinkt sie auf und führt sie zu lichten Höhen. Und es ist, als ob von dorthier eine leise, liebe Stimme rief:

„Auf Wiedersehen!“

### Traurigkeit.

Die Sonne gibt so grellen Schein,  
Wie kann die Uhr so langsam sein . . .  
Mir ist, wenn sie die Stunde schlägt,  
Daß sich ein Tag dazwischen legt.

Der Vögel Sang — wie tut er weh!  
Und wenn ich unter Menschen geh,  
Ist mir, die ganze Welt vergift,  
Daß irgendjemand traurig ist!

Paul Müller.

### Zur Psychologie der Persönlichkeit.

Von Fritz Hocke.

Oft begegnen wir im Leben Menschen, von denen eine eigene, nicht näher zu beschreibende Kraft ausstrahlt, so daß wir von ihnen den Eindruck einer Persönlichkeit empfangen. Im

allgemeinen sind wir geneigt, dies vor allem auf äußere Wahrnehmungen zurückzuführen, sei es auf das sichere, zielbewußte Auftreten, auf die äußere imponierende Erscheinung, auf den